

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

Siebzehntes Kapitel.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1680

Siebzehntes Kapitel.

Am Sonntag den 11. November, am Tage St. Martins, zogen Dietrich und Johann mit einigen zwanzig Knechten gegen Abend auf einem ziemlich einsamen Wege schweigend vorwärts. Vor ihnen dehnte sich ein Wald aus und als sie den Saum desselben und seine niedrigen Vorgehölze erreicht hatten, senkte sich eben links die Sonne hinter die Pyramidengipfel der jungen Kiefernchonung, welche sie umgab.

Nach gerade, sagte Johann, fängt mich doch an nach der Herberge zu verlangen. Wer hätte gestern geglaubt, daß es heute so kalt werden würde. Kaum haben wir die Mitte des November und es ist heute eine Luft, als lebten wir im Januar.

Dietrich. Es ist wahr und die Kälte wird immer empfindlicher. Gar weit können wir nicht mehr von Liebenwalde sein. Der Wald kann nicht lange anhalten. Dauert die Kälte fort, so werden wir morgen dadurch stark belästigt werden.

Johann. Wenn sie den Stargarder nur nicht abhält, zu kommen.

Dietrich. So ein Weichling ist er nicht. Er kommt ganz sicher. Sieh einmal hier rechts das große Bruch. Das wäre für unsere Unternehmung wie geschaffen, wenn es nicht südlich von Liebenwalde läge und man ihn die Stadt frei passieren lassen könnte.

Dietrich Schwalbe. Das ist das Kreuzbruch. Jetzt ist der Boden fest gefroren, aber im Sommer ist es sehr naß und schwer zu passieren.

Dietrich. Da liegt die Stadt ja vor uns.

In einiger Entfernung von ihnen dehnte sich die kleine unbedeutende Stadt aus. Die alte Kirche mit ihrem spitzen Turme überragte die Häusermasse. Seitwärts lag auf einem niedrigen Hügel das feste Schloß Liebenwalde, von der Havel umspült. Der Rauch stieg aus allen Häusern rasch und kerzengrade in die Höhe und alle unsere Reiter labten sich an dem einladenden Anblick.

Auf einem langen Knüppeldamm gelangten sie an das Thor der ummauerten Stadt und passierten dasselbe. Auf ihre Erkundigungen

nach einer guten Herberge erwiderte man ihnen, daß es nur eine in dem Ort gäbe, und wies sie dahin.

Man ritt auf den Hof und sattelte ab. Leider hatte das Haus außer der Wohnung des Wirts nur eine einzige große Wirtsstube. Dietrich und Johann mußten sich's daher gefallen lassen, für den Abend und die Nacht mit ihren Knechten in demselben Zimmer zu verweilen.

Als man eintrat, fand man die Stube schon sehr gefüllt. Es war Martinsabend und gar viele Bürger brachten ihn in der Schenke zu. Einige düstere Lampen standen auf den langen Tischen. Die hauptsächlichste Erhellung verbreitete das Feuer im Kamin. Darum war denn auch die Ofenbank gar sehr mit Gästen besetzt. Über dem Ofen lag auf einem Gerüste nasses Holz zum Trocknen, das Gerüst selber aber war mit nasser Wäsche behangen.

Es war sehr laut im Zimmer, denn alle Welt erwartete einen frohen Abend. Der Duft der Gänsebraten durchzog das ganze Haus. Den Quikows wurde eine lange Tafel eingeräumt, an welcher Herren und Knechte sich beim Bier gütlich thaten. Es war herkömmlich, den Martinsabend in Lust und Freude zu verleben und mannigfache Veranstaltungen wurden getroffen, sich zu erheitern.

Die Tische wurden eben wegen des Abendessens bereitet, da öffnete sich die Thür mit Hestigkeit und ein wunderlich gekleidetes Wesen stürzte herein. Das Schellengeklingel seiner Kleidung machte alle Welt aufmerksam und aller Augen wendeten sich nach der Thür, durch welche der lustige Gesell mehr flog als ging.

Harrassassassassa puppuppuppuppuppupp! Ich bin erfroren, ich bin tot! schrie er, fiel nieder, überkugelte sich ein paarmal und stand geschickt so auf, daß er beim Emporrichten seinen Hals zwischen die Schenkel eines breitbeinig dastehenden Bürgers bekam, der ihn beglozte; diesen emporheben, seine Beine fassen und ihn über seinen Rücken herabhängen lassen, war ein Moment. Ein schallendes Gelächter ertönte von allen Seiten. Der Herabhängende fing unterdessen an, ihn mit den Fäusten zu bearbeiten und schrie und schimpfte gewaltig. Du, soll ich loslassen? rief der Narr, — denn daß er das war, ergab seine Kleidung, — sonst hör auf zu pauken. Laß ich los, so fällst du auf den Kopf und das möchte dir zu viel werden, denn du bist schon genug auf den Kopf gefallen.

Der Bürger hörte wirklich auf zu schlagen, und die Gäste lachten darüber eben so viel, als vorher über seine Ungebärdigkeit. Er legte sich nun auf's Bitten und ersuchte einige Nahestehende, ihn herabzuheben. Diese faßten an. Der Narr ließ die Beine des Bürgers über seine Schultern fortgleiten, aber er streifte ihm dabei die Stiefel ab und behielt diese auf den Schultern. Das Gelächter erhob sich von neuem.

Der Bürger verlangte seine Stiefel wieder, der Narr stellte sich, als wisse er nicht, wovon er spräche. Er versicherte ihm, er sähe sein Gesicht zum erstenmale und kenne ihn nicht. Er wisse nicht, was er wolle. Der Bürger zankte sehr ernstlich, der Narr antwortete stets scherzhaft und drollig, und dieser Kampf des Ernstes und des Grimmes gegen Scherz und Spott gab den Zuschauern viel zu lachen. Als der Bürger durch all sein Reden dem Narren die Stiefeln nicht wieder abschlagen konnte, wurde er wütend und wollte nach ihm schlagen. Da schriean alle: Narrenfreiheit! und die zunächst Stehenden packten seine Arme. Er biß vor Wut auf die Zähne und fragte den lachenden Narren, ob er ihn den ganzen Abend ohne Stiefel stehen lassen wolle.

Wenn ihr die Lederschläuche da auf meinen Schultern für Stiefel haltet, sprach der Narr, so kauft sie mir ab. Gebt mir so viel, als sie euch wert sind und ich bin zufrieden.

Der Bürger suchte mühsam ein paar Silberstücke hervor, gab sie dem Narren und zog nun seine Stiefel wieder an.

Der Narr war wunderbar ausgeputzt. Er gehörte zu der fahrenden Art. Ein rotes, faltiges, geschlitztes Wams bedeckte seinen Oberkörper, das an allen Kanten reich mit Schellen besetzt war. Auf dem Kopfe trug er eine runde Kugel mit drei langen Eselsohren, an welchen ebenfalls Schellen hingen. In der Hand hatte er einen Kolben von Leder, den er in den Gürtel steckte, wenn er die Hände gebrauchte. Seine Gestalt war nicht groß, aber er war kräftig gebaut. Eine lange Nase, deren Profil eine wunderliche Wellenlinie bildete, ein großer Mund mit schmalen, stark vorgebogenen Lippen zeichneten ihn aus.

Meine guten Gäste, rief der Wirt, nehmt Platz an den Tischen, denn die Martinsgänse sollen aufgetragen werden. Man fing an, sich zu ordnen, aber jeder Tisch wollte den Narren haben. Endlich mußte man das Los entscheiden lassen und man setzte sich.

Aber noch ehe das Essen kam, öffnete sich die Thür, und fünf sehr ärmlich gekleidete, halb erwachsene Mädchen, vor Kälte bebend, die Hände unter die Schürzen gesteckt, traten in die Stube und blieben an der Thür stehen. Sind das die Martinsgänse? fragte der Narr und alles lachte. Schweigt still, rief ein Bürger, die Kinder wollen was sagen. Sie fingen darauf alle fünf in eintöniger Weise an:

Mart, Mart, der gute Mann*)
 Der es doch vergelten kann.
 Äpfel und die Beeren
 Nüsse gehn wohl mehren.
 Gute Frau, gebt uns was

*) Der heil. Martin, auch Märten und Mart genannt.

Laßt uns nicht zu lange stehn
 Wir möchten noch nach Cöllen gehn.
 Cöllen ist ein weiter Weg.
 Das Himmelreich ist aufgethan.
 Da müssen all' hinein wir gahn
 Mit allen unsern Gästen.
 Geber ist der Beste.
 Ich hör' die Schlüssel klingen,
 Sie wird uns wohl was bringen,
 Sie geht auf die Kammer,
 Und sucht uns was zusammen,
 Bei einen, zweien, dreien,
 Der vierte kann wohl auch mit gehn.
 Petersilgen, Suppenkraut,
 Das wächst in unserm Garten.
 Die Jungfer Dieß' ist eine Braut,
 Und wird nicht lange warten,
 Bis sie nach der Kirchen geht,
 Und der Rock in Falten schläht.
 Simmeling, Simmeling, Rosenblatt.
 Schöne Stadt,
 Schöne Jungfer gebt uns was*).

Die Wirtin war nicht im Zimmer, auch sonst niemand von des
 Wirts Leuten. Nachdem die Kinder eine Weile gewartet hatten, ohne
 etwas zu erhalten, fingen sie von neuem an: Petersilgen, Suppenkraut,
 bis zu Ende. Unterdessen war die Hauswirtin eingetreten und sprach:
 Geht in Gottesnamen! Es sind heute schon zwei Haufen hier gewesen
 und haben sich die Märtensgabe geholt. Allen kann man nicht geben.
 Die Kinder machten ein trauriges Gesicht, zogen sich näher an die Thür
 und begannen furchtsam:

Aschen in der Dute
 Die Frau hat 'ne schwarze Schnute.
 Aschen in der Taschen,
 Die Frau kann auch gut naschen.
 Macht dem Märten Trullulut,
 Auf dem Sullulut**).

I euch soll ja, — schrie die Frau und wollte auf die Mädchen zu-
 springen. Halt, schrie der Narr, bleibt hier. Die Mädchen haben Herz
 im Leibe. Kommt nur her, es geschieht euch nichts. Sagt einmal,
 welche ist die älteste von euch. Da die größte?

*) Die Verse mit geringer Veränderung finden sich auch im Journal von
 und für Deutschland. 1786. St. IX. S. 269. Daraus in Flögel, Gesch. des
 Groteskkomischen. S. 194 f.

**) Sulle heißt die Thürschwelle.

Mädchen. Ja.

Narr. Du, sage mir, was möchtest du lieber für einen Mann haben, einen Müller oder einen Schornsteinfeger?

Mädchen. Einen Müller.

Der Narr holte eine, wie eine Düte geformte Büchse und sagte: da, blase mal da hinein, aber tüchtig, dann kommt der Müller heraus.

Das Mädchen blies. Eine ungeheure Mehlwolke fuhr ihr ins Gesicht und freideweiß bepudert stand sie mitten in dem Mehlwirbel. Der alte beliebte Witz erregte ein schallendes Gelächter.

Werte Gesellschaft, sprach der Narr, das Mädchen braucht Seife, ihren Müller zu waschen. Auch die andern haben von dem Müller was abbekommen. Legt zusammen, daß sie sich Seife kaufen können. Als die Mädchen sahen, welche Wendung der Narr dem Späße gab, wurden ihre zum Weinen verzogenen Gesichter freundlich. Der Narr sammelte von der fröhlichen Gesellschaft die kleinen Gaben ein, die sich jetzt nicht weigerte zu geben und er kitzelte die, welche zu lange suchten, mit seinem Kolben. Die Mädchen bemerkten, daß für sie etwas zusammen kam und sungen an:

Äpfeln auf dem Bohme
 Ums Jahr einen jungen Sohne.
 Beeren im Potte,
 Ums Jahr eine junge Tochter.
 Märten's Abend kommt heran:
 Klingel auf der Büchse.
 Allen Mädchen wird ein Mann.
 Wir müssen gehn und kiesen.
 Habe viel von Linnensaaf,
 Ist der Frauen liebste Hausrath,
 Simmeling, Simmeling, Rosenblatt,
 Schöne Stadt.
 Schöne Jungfern gebt uns was.

Nun sehr ihr, gute Männer, schrie der Narr, da seid ihr für eure Gabe zu schönen Jungfern geworden, ihr wißt nicht wie. Die Verwandlung habt ihr wohlfeil. — Er händigte den Mädchen ihre Gabe ein, und diese zogen vergnügt von dannen.

Unterdessen die gebratenen Martinsgänse auf den Tisch getragen wurden, kam der Narr heran und besah sich die Quitzowsche Gesellschaft. Dietrich Schwalbe fragte ihn: Nun, Narr, was beguckst du uns so viel?

Narr. Ich möchte euch gern was absehen.

Schwalbe. Was denn?

Narr. Warum ihr euch so sehr vor den Martinsgänsen fürchtet.

Schwalbe. Fürchten wir uns denn?

Narr. Habt euch doch so schwer zum Einhauen gerüstet. Ich

sage euch, sie würden sich nicht zur Wehre setzen, wäret ihr auch nicht mehr bewaffnet als ich.

Schwalbe. Du bist ein lustiger Vogel.

Narr. Der lustigste Vogel ist eine gebratene Gans und ich wette, ihr gewinnt ihm mehr Geschmack ab als mir. Unter uns gesagt, ich glaube auch, ihr werdet mit ihm leichter fertig als mit mir.

Schwalbe. Hoho, zweifelst du an meiner Tüchtigkeit?

Narr. Bewahre. Ich halte euch für einen eisenfesten Burgwächter und für sehr wachsam.

Schwalbe. Nun, und doch? — Woraus schließt du denn das? —

Narr. Seht, euer Kopf könnte allenfalls selber für eine Burg gelten.

Schwalbe. Ha, du sagst mir ja Schmeicheleien?

Narr. Ganz und gar nicht. Da habt ihr nun in eurer Burg ein ansehnliches, gut verpallisadiertes Thor.

Schwalbe. Ich errate wohl, daß du meinen Mund meinst.

Narr. Nun bemerke ich, zu diesem Thore laßt ihr viel Gescheutes hinein passieren, ja, ihr schleppt es selber da hinein. Aber heraus? — Ich will's nicht verraten, aber ich habe noch nicht bemerkt, daß was Gescheutes heraus gekommen wäre. Seid ihr darum nicht ein guter Burgwächter?

Alles lachte und Schwalbe ärgerte sich. Der Narr setzte sich an seine Tafel und fing an zu essen. Man hatte ihm die knöchigsten Partien des Gänsebratens zusammen auf seinen Teller gehäuft. Aber er wußte ihn so schnell mit dem seines Nachbars zu verwechseln und schnitt so herzhaft darauf in die neue Portion hinein, daß dieser, als er den Tausch gewahr wurde, sie nicht wieder nehmen mochte. Der Narr diente zum Stichblatt aller Witze und Neckereien der gut gelaunten Gesellschaft. Er ließ sich vieles gefallen und machte den Gästen oft das Vergnügen, sich höchst jämmerlich zu gebärden und mit allen möglichen Tierstimmen zu schreien; aber er teilte auch mitunter nicht schlechte Hiebe aus und ließ oft die Gesellschaft auf Kosten eines andern lachen.

Gegen das Ende der Mahlzeit trat eine wunderbar ausgeputzte Figur ins Zimmer. Es war ein Mann, in einen Pelz gekleidet, mit vielen Schleifen und Bändern umgeben, die ihm besonders von den Schultern über die Ärmel fielen und mit einem großen Sack unter dem Arm. Ein breiter Hut bedeckte seinen Kopf. Man nannte ihn den Martinsmann. Er trat zur Gesellschaft und schenkte aus seinem Sack jedem Gaste zwei Äpfel und einige Nüsse, um sie ihren Kindern zu geben. Diese Artigkeit des Wirts gegen seine Gäste wurde wohl aufgenommen; es war üblich, am Martinsabend die Kinder mit irgend einer Kleinigkeit zu beschenken. In Weinländern erhielten sie ein Glas süßen Most.

Die Gesellschaft wurde sehr lustig und der Narr trug dazu das Seinige bei. Er stimmte allerlei Lieder an, denn wenn es Not that, machte er auch wohl den fahrenden Sänger. Es war zu dieser Zeit, wo es als überaus zierlich galt, in den Gesängen Deutsch und Latein wechseln zu lassen. Selbst Kirchenlieder und Grabschriften erschienen den Zeitgenossen dadurch nicht komisch; noch weniger fand man diesen Gebrauch bei weltlichen Liedern unstatthaft. So sang denn der Narr:

Der leb' in aeternum
 Der giebt potare Falernum
 Wer aber mir giebt villam
 All Teufelsplag torqueat illum
 Sankt Urban woll' die Seel erfrischen,
 Die mir einschenk'et den frischen;
 Und daß derselbe bekomm' das Grimmen,
 Der mir einschenk'et den schlimmen*).

Der Wirt ließ sich das nicht zweimal sagen und versorgte den Krug des Narren fleißig. Ihr scheint ein tapferer Trinker zu sein, sprach er zu ihm. Das will ich meinen, erwiderte der Narr, das Trinken ist nun einmal meine starke Seite.

Wirt. Eure schwache, wollt ihr sagen.

Narr. Nein, meine starke. Jeder Mensch hat eine, nach welcher er tapfer ist. Ich bin es nach dieser und kommt von da ein Angriff, weiß ich ihn zurückzuschlagen, wie der beste Ritter. Schade, daß ich kein Land habe, das ich so verteidigen kann. Niemand würde sich besser zum durchlehzenden Herrn von Durstlingen und Frankreich passen.

Wirt. Wollt ihr aber den Gästen kein Martinslied singen?

Narr. D Martein, Martein,
 Der Korb muß verbrennet sein
 Das Geld aus der Taschen,
 Den Wein in die Flaschen,
 Die Gans von dem Spieß,
 Da sauf und fri!
 Wer sich vollsaufen kann,
 Wird ein recht Martinsmann.
 Dort nieden an dem Rheine,
 Da ist ein Berg bekannt,
 Der trägt den guten Weine
 Fürstenberger genannt.
 Grau ist sein Farb vom Garten,
 Darin er wachsen thut.
 Er darf des Mann's wohl warten,
 Erbuen ihm den Hut.

*) Joh. Olorini Ethographia mundi P. I. Bog. C.

Dazu den Kopf erbrausen,
 Um nichts giebt er nicht viel.
 Er macht das Hirn ersausen,
 Dem der ihm trozen will.
 Er liegt mit unten und oben
 Zu dieser Martins Nacht,
 Darum seid ihr zu loben,
 Daß ihr ihm Vögel bakt.

Das Lied fand großen Beifall, alle fanden es wunderschön und be-
 gehrten mehr. Der Narr war im Zuge und ließ sich nicht lange bitten.
 Er begann:

Heut ist Sankt Martens Fest,
 Drum wollen wir lustig sein,
 Und essen Gänf' aufs Best',
 Und trinken den guten Wein,
 Dazu auch Gerstenwasser,
 Von Bernau her geführt,
 Desgleichen auch Schweinebraten,
 So wie sich das gebührt.
 Darum helfst mir loben
 Den frommen Martinum,
 Auf daß er übers Jahr
 Auch gebe bonum vinum,
 Und laßt uns singen,
 Resonet in laudibus,
 Und laßt uns springen
 In jucundis plausibus.
 Nun trinket flugs herum,
 Die Gänse wollen schwimmen,
 Sonst werdet ihr kriegen
 Im Bauche das Grimmen.
 Die Schweinbraten seind auch
 Gesalzen so sehr;
 Drum Nachbar ich bitt
 Trinkt doch einmal her.
 Nur heissa! Laetae mentis!
 Wir wollen fröhlich sein.
 Wer nicht mehr will trinken,
 Soll nicht mehr bei uns sein.
 Wer aber sich lustig
 Und fröhlich machen kann,
 Der soll vor allen andern
 Sein der Martins Mann*).

*) Joh. Olorini Ethographia mundi P. I. Bog. F. 8.

Man hatte abgeessen und brachte das Tischgerät auf die Seite. Eine Anzahl Gäste blieb noch hinter dem Bierkrüge sitzen und ergözte sich an den Späßen des Narren. Endlich verließ sich einer nach dem andern und man machte an den Seiten der Stube die Streu für die Quißows und ihre Leute, sowie für einige andere Reisende zurecht.

Die Nacht verging, wie sie unter solchen Umständen vergehen konnte. Am andern Morgen brachen die Quißows auf und ritten auf dem Wege nach Zehdenick bis zur Brücke des Döllensfließes.

Der kleine, jetzt fest überfrorene Bach ging durch eine bruchige Gegend zur Havel. Rechts verläuft sich das Bruch in den Groß-Schönebecker Forst. Es war dicht mit hohem Elsengebüsch bewachsen und bot hinreichende Deckung für die Quißowschen Leute dar, welche aber von den Pferden abstiegen, um nirgend über das Gebüsch empor zu ragen. Diesen Weg mußte, den erhaltenen Nachrichten zufolge, Herzog Johann von Mecklenburg kommen, und hier wollte man ihm aufpassen.

Es war eine bittere Kälte und der Boden fest gefroren, obgleich noch kein Schnee gefallen. Die Pferde drängten sich dicht an einander, um sich gegenseitig zu erwärmen, die Knechte liefen in kurzen Schritten hin und her und schlugen die Arme zusammen. Ein Knecht wurde seitwärts auf eine Anhöhe gestellt als Wache und sollte ein Zeichen geben, wenn er den Herzog mit seinen Leuten kommen sähe.

Es ist verwünscht kalt, sprach Dietrich, was kann es am Ende schaden, wenn wir ein Feuer anmachen. Sehen die Mecklenburger auch den Rauch aufsteigen, sie wissen ja doch nicht, was dahinter steckt. Hier seitwärts vom Wege dürfte die beste Stelle sein. Macht ein Feuer an.

Die Knechte waren nicht säumig und drängten sich bald, dicht geschart, herum. Mehr als eins wollte Dietrich nicht anzünden lassen, um keinen Verdacht zu erregen.

Drei Stunden mochte man auf diese Weise höchst langweilig hingebraucht haben, da winkte der wachhaltende Knecht und rasch gab Dietrich den Befehl, die Pferde vor und gegen den Weg hin zu führen, doch sich so viel wie möglich versteckt zu halten. Es währte nicht lange, so erblickte man den daherkommenden Zug. Der Voraufreitende war jedoch so stark bepelzt, daß Dietrich nicht gewiß wußte, ob es der Herzog Johann sei. Die Mecklenburgischen Farben und das Stargarder Wapen ließen daran jedoch nicht zweifeln.

Kaum betrat das Pferd des Herzogs die kleine Brücke, so stürzten die Quißows vor und auf den Herzog zu*). Ergibt euch, schrie ihm Johann zu, ihr seht, Widerstand kann zu nichts fruchten, ihr seid übermannt.

*) Wusterwitz bei Haftiz a. h. a. Angelus, Ann. march. S. 182.

Wer seid ihr, schrie der Herzog, daß ihr es wagt, mich anzufallen? Hier schaut den Geleitsbrief des Markgrafen Tobst, der mich zu sich gerufen. Ihr dürft mich nicht antasten.

Dietrich. Vertraut ihr einem Stücklein Pergament mehr als eurem Schwerte? Wir machen es umgekehrt. Uns gilt unser Schwert mehr, als euer Pergament. Noch einmal, ergebt euch.

Herzog. Unerhörte Frechheit, den sicheren Geleitsbrief des Markgrafen nicht zu achten! Schlagt euer Visier in die Höhe, daß ich weiß, wer so feck spricht.

Dietrich. (Schlägt das Visier auf.) Kennt ihr mich? Kennt ihr meinen Bruder?

Herzog. Ha, die Duißows! Wer hätte auch sonst wohl die Frechheit haben können? Ihr Leute vorwärts, drauf und dran, ich ergebe mich nicht.

Er riß sein Schwert aus der Scheide und augenblicklich alle seine Leute. Das Gefecht entwickelte sich und wurde sehr heftig. Der Herzog focht ritterlich gegen Dietrich und Johann. Endlich rief er: Halt! Zwei über einen? Ist das Rittersitte? Einer trete zurück! —

Johann v. Duißow. Würdet ihr Rittersitte, hättet ihr früher gegen mich anders gehandelt. Wir vergelten euch, und noch einmal sage ich, gebt euch gefangen. Blickt um euch. Eure Leute sind es bereits sämtlich. Soll ich meine Knechte gegen euch zu Hülfe rufen?

Mit wehmütigem Blicke gewahrte der Herzog, daß es so war. Er senkte das Schwert und sprach: Nun denn, wie Gott will!

Dietrich nahm ihm das Schwert ab und sagte: Ihr werdet euch gefallen lassen, daß man euch die Hände bindet — Walthar, tritt heran und binde den Herzog.

Herzog. Ich dünkte, mein Wort könnte euch genügen?

Dietrich. Nein, Herr Herzog. Ihr habt bei uns auf keine rittermäßige Behandlung zu rechnen. Habt ihr euch doch gegen uns nicht nach den Regeln rittermäßiger Leute betragen. Wir haben in euch nicht unsern Gegner zu verwahren und gegen Zahlung einer Entschädigung für den von ihm angerichteten Schaden loszugeben. Wir haben vielmehr in euch unsern bittersten Feind zu bestrafen, den Verderber unsers Kriegsruhms und unserer Ehre, und demgemäß werden wir euch behandeln.

Herzog. Abscheulich. Und ein solches Benehmen hofft ihr rechtfertigen zu können vor eurem Landesherrn, vor der Welt, vor den Menschen?

Johann. Wenn es einer Rechtfertigung bedarf, überlaßt sie uns. Mich habt ihr am empfindlichsten beleidigt. Ihr werdet demnach in

meinem Gewahrjam bleiben und zunächst mein persönlicher Gefangener sein.

Herzog. Bestimmt das Lösegeld, damit mein Bruder —

Johann. Es ist von keinem Lösegelde die Rede bei euch. Laßt es euch ein für allemal gesagt sein, daß ich die Regeln rittermäßiger Leute auf euch nicht anwende.

Herzog. Schändlich und unerhört. Erst brecht ihr freventlich das Geleit des Markgrafen; in meinem Vertrauen darauf, komme ich —

Johann. Es ist zu kalt, als daß es angenehm wäre, die Zeit hier mit unnützen Reden zuzubringen. Aufgebrochen!

Herzog. Ich füge mich einer solchen Behandlung nicht.

Johann. Ihr meint, gutwillig nicht? Dann muß ich freilich Gewalt anwenden. Nochmals, wollt ihr hier zwischen uns reiten?

Der Herzog knirschte mit den Zähnen. Johann nahm sein Roß am Zügel. Auf der andern Seite ritt Dietrich. Ihnen folgten die Knechte in gleicher Weise mit ihren Gefangenen. Man ging ohne Aufenthalt durch Liebenwalde und von hier über Bernöwe nach Böhlow. Holzendorff öffnete ihnen gern und willig die Thore des Schlosses.

Gerhard von Holzendorff, der Vater, war vor einem halben Jahre verstorben. Sein Sohn Werner war jetzt Hauptmann des Schlosses Böhlow, welches, wie sich aus dem vorigen schon ergeben, dem Landesherrn gehörte. Werner war den Quikows, insbesondere dem Dietrich nicht minder zugethan, als sein Vater.

Sämtliche Gefangenen wurden ins Gefängnis geführt. Der Herzog protestierte auch hier gegen seine Behandlung und namentlich machte er darauf aufmerksam, wie unverantwortlich es sei, ein landesherrliches Schloß zu mißbrauchen, um solchen, welche gradezu gegen den Willen des Landesherrn handelten, Vorschub zu leisten. Werner von Holzendorff lachte und ließ den Herzog abführen.

Am andern Morgen, noch vor Tagesanbruch, machte man sich mit den Gefangenen wieder auf den Weg und erreichte spät abends das Schloß Plaue. Am andern Morgen ließ Johann den Herzog vor sich bringen und sprach zu ihm: Ihr seid jetzt am Ort eurer Bestimmung, in meinem Verwahrsam werdet ihr bleiben. Daß ihr nicht als Herzog behandelt werdet, ist euch schon gesagt. Noch seid ihr in eurer Rüstung. Diese legt ihr ab, denn im Turme ist sie euch nur unbequem. Von mir erhaltet ihr nur Wasser und Brot, so viel, als eben nötig ist, euch das Leben zu fristen. Doch will ich es euch nicht verwehren, euch für eigene Rechnung einige Lebensmittel anzuschaffen, wenn ihr sie erhalten könnt, ohne daß eure Sicherheit gefährdet wird, denn ich will es euch nur sagen, ihr werdet enge verwahrt.

Herzog. Ihr seid ein hartherziger Mann und ich weiß nur zu

gut, daß euch Bitten und Vorstellungen nicht erweichen. Aber nehmt wenigstens Rücksicht auf das, was andere zu einer so schänden Behandlung meiner Person sagen werden.

Johann. Seid überzeugt, daß euch die meisten guten Leute euer Schicksal gönnen.

Herzog. Bedenkt, daß mein Bruder alles anwenden wird, mich zu befreien, und —

Johann. Er mag es versuchen und sehen, wie weit er damit kommt. Aber ihr habt recht, mich darauf aufmerksam zu machen. Um allen Listen und Schlingen, die er etwa anbringen möchte, zu entgehen, will ich euch hiermit anzeigen, daß ich jede Hülfe, die von ihm kommt, sie bestehe, worin sie wolle, und wäre es selbst ein Almosen, das er euch schickte, zurückweisen werde. Von ihm habt ihr sonach nichts zu hoffen.

Herzog. Ihr seid grausamer, als ich geglaubt habe. Was hilft mir nun eure Erlaubnis, selber für angemessene Kost sorgen zu können, da ihr mir die Hülfe abschneidet? Mein Geld ist in eure Hände gefallen; ich habe nicht einen Pfennig, und nach der einzigen Seite, von welcher ich Hülfe hätte erwarten können, versperrt ihr mir jede Aussicht.

Johann. Habt ihr euch denn durch eure Maßregeln und unbefugtes Einmischen in Dinge, die euch nichts angingen, so gar keine Freunde in hiesiger Gegend erworben? Können diese gar nichts für euch thun?

Der Herzog seufzte. Laßt mich zurückführen in meinen Kerker, sprach er, es wird mir wohler sein, wenn ich euch nicht mehr sehe.

Johann. Das könnt ihr haben. Führt ihn fort!

Der Herzog wurde in ein sehr festes Kellergefängnis gebracht. Er mußte hier seine Rüstung ablegen und stand nun in Unterkleidern und barfuß da. Als er andere Kleidung begehrte, suchte der Kerkermeister die Achseln und sagte: Es ist mir untersagt, euch irgend etwas zu geben.

Herzog. Wie, hier in diesem ungeheizten Keller, mitten im Winter, soll ich barfuß und in dieser leichten Kleidung aushalten? Das ist nicht möglich!

Kerkermeister. Ihr werdet's doch müssen, denn so entkleidet entkommt ihr nicht. In diesem Keller wird es nicht gar kalt und erfrieren könnt ihr nicht darin. Findet euch in euer Schicksal, denn Klagen helfen euch zu nichts.

Der Herzog wurde hinabgewunden und warf sich unten verzweiflungsvoll auf sein Strohlager; er winkte dem Knecht, sich zu entfernen, bittere Zähren entströmten seinen Augen, alle Hoffnung auf Rettung

schien verloren zu sein. Ein Kleinmut, wie er ihn nie gekannt, beschlich seine Seele. So verflossen ihm einige der bittersten Stunden seines Lebens. Endlich flüsterte ihm die Hoffnung den Gedanken ein, daß Sobst doch wahrscheinlich nachfragen und sein Schicksal erleichtern werde. Zwar kannte er dessen weibische Gemütsart und wußte, daß ihm für Geld alles feil war, und wenn er überlegte, was für Eisenköpfe die Quizows waren, wie gewandt sie Dinge und Menschen zu behandeln wußten, so wurde ihm bange. Aber ganz durfte er ihn doch seinem Schicksale nicht überlassen, und auch seines Bruders Verwendung hatte zu viel Gewicht, als daß die Quizows sie ganz unbeachtet hätten lassen können. Einigermassen gestärkt durch diese Hoffnungen beschloß er, sich männlich in sein hartes Schicksal zu fügen und den Triumph seiner Feinde nicht durch Klagen noch zu erhöhen.